

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Nach dem Urlaub

(E. Thöny)



„WoaBt, Maxi, vo' oan Madl Abschied nemma, kannst leicht schaff'n, aber glei' vo' fimfe — dees strengt fei' an!“

Dopo la licenza: „Sal, è facile prender congedo da una ragazza sola, ma da cinque ad una volta . . . la è una bella fatica!„

Verbitterung - Esasperazione



„So übe ich grausame Rache an der Menschheit: das prima Lenzgedicht bekommt sie nicht!“

“Così ... mi vendico crudelmente coll' umanità: essa non avrà il fior fiore della poesia di primavera...”

VOLLER OMNIBUS

Ganz voll ist der Postomnibus, gestrichen voll, teils von Menschen, teils von schlechter Luft. Da hält er wieder einmal und einsteigen: die Dame, der Herr, die Kinderpflegerin und das Kind. Jetzt ist der Omnibus noch etwas voller und die schlechte Luft etwas wohliedlicherer vermittels des Parfüms der Dame. Da ein freundlicher Herr im Omnibus ist, bietet er der Pflegerin mit dem Kinde seinen Platz an, und, weil der eingestiegene Herr durch leichtes Lüften des Hutes sich bei dem freundlichen Herrn bedankt, tut er damit kund, daß er für das Kind verantwortlich zeichnet. Dieses wiederum veranlaßt alle Anwesenden, eingehende Betrachtungen und physiognomische Untersuchungen anzustellen, ob er nicht nur im ehrerechtlichen Sinn, sondern auch im naturwissenschaftlichen der Vater sei. Aller Blicke wandern also abwechselnd zu dem Herrn, der Dame und dem Kinde, wobei in den Kreis der Untersuchungen gelegentlich auch die sympathische Pflegerin einbezogen wird.

Um keine Zweifel aufkommen zu lassen, zeigt der Vater allerseits sich im Profil und en face, weisend die hereditären Merkmale. Das Publikum zeigt sich höchst befriedigt und nun hätte man sich allgemein den Betrachtungen über die Fülle und die schlechte Luft wieder zuwenden können, wenn das Kind nicht aus seiner Lethargie erwacht wäre und ein Dada herausgeschmettert hätte und dabei auf die sehr hübschen Beine und Knie einer gegenüberstehenden jungen Dame gezeigt hätte.

Obwohl der Vater den Beobachtungen seines Sohnes längst zuvorgekommen war und diese nur hätte bestätigen können, tat er nichts dergleichen, sondern mißachtete die Freudenrufe seines Nachkommen. Die Mutter lächelte, die Pflegerin lächelte mehr und die junge Dame errötete teilweise, teilweise zog sie an ihrem Röckchen. Der Vater aber stufte ganz sinnlos mit dem Zeigefinger seinen Sohn irgendwohin, um ihn verspätet zu veranlassen, sich darüber zu freuen.

Nein, das tat der nicht, er freute sich weiter über die Dämonenbeine und zeigte sie seinem Publikum deutlich und laut.

Es schien, als ob der Vater solche Beine für nichts erachtete, denn er wies seinen Sohn auf Kühe, an denen man vorüberfuhr, auf Telegraphenstangen, auf Blumen, und die Mutter unterstützte ihn darin, indem sie die Schönheiten der Landschaft unwahrscheinlich pries. Aber der Sohn ließ sich durch keine bunte Kuh verlocken. Auch er sah die Schönheit dieser Welt und fand sie außer in der jungen Dame in der Nase, in der ziemlich großen, ziemlich knolligen, ziemlich geröteten Nase einer älteren Dame, die er mit hellem Jubel begrüßte und die ihm schöner dünkte als alle Kühe, Blumen und Telegraphenstangen der Welt zusammen. Er strebte zu dieser Nase hin. Er hätte es gewiß nicht verstanden, warum man seine Begeisterung an Gottes Schöpfung dadurch zu stören versuchte, daß man ihm immer wieder sagte, er soll schön brav sein. Und als der Omnibus hielt und man ausstieg, winkte er mit der einen Hand den Knien, mit der anderen Hand der Nase einen Abschiedsgruß zu.

FOLTZICK

DAS KÄUZCHEN

Von Giovanni Pascoli

Wo war nur der Mond? Schon ergrauten,
verschimmelt wie Perlen, die Räume;
aufrechten, daß besser sie schauten,
sich Apfel- und Mandelbäume.
Ein netteltes Leuchten in Werten
kam dunkel mit Wolken herzu;
ein Rufen kam aus Gebirgen:
Schühi! ...

Nur selten glitzerten Sterne
im nebelig milchigen Raude;
ich hörte das Meer in der Ferne;
ich hörte ein Knistern im Strauch;
und hörte, im Herzen erschallend,
verloren Klang durch die Ruh'.
Ein Adzen, im Leeren verhallend:
Schühi! ...

In Höhen, schimmerbeladen,
verzitterten Seufzer der Winde;
es rüttelten kleine Zakaden
an silbernen Glöckchen gelinde,
(ein Klingeln, verborgen, an Türen,
die schlossen wohl ewig sich zu ...).
Und dann, an Sterben des Rühren:
Schühi! ...

Deutsch von Maximilian Brantl



„Was meinst, Katherl, wie der Osterhas zu den vielen Eiern kommt?“
„Ja no — der legt halt schwarz!“

La spiegazione dell'enigma: „In che modo credi tu, Caterinetta, che il coniglio pasquale abbia avuto tante uova?., — “Eh, sai ... le depone clandestinamente!.,

DER AUSWEIS

VON SCHLEHDORN

Zu Herrn X. kam der neue Ausweispostbote. Hier wäre ein Paket, er möchte sich als Empfänger ausweisen.

„Was gehört dazu?“
 „Eine Photographie.“ — „Hier ist eine.“
 „Ja, das sind Sie, fehlt noch die eigenhändige Unterschrift.“
 X. zog seinen Füllfederhalter und haute seinen Namen unter die Photographie.
 „Das ist unleserlich, also offenbar echt. Geht in

Ordnung. Hier haben Sie Ihr Paket.“
 Denn: wenn die Photographie mit der Unterschrift und die Unterschrift mit dem Empfänger übereinstimmt, muß doch der Photographierte der Empfänger sein.
 Oder was fehlt da noch? — Nachdenklich tappte der Postmann die Treppe hinunter.

*

Ein Mensch ohne Schatten ist übel dran, Chamisso hat das am Peter Schlemihl dargestellt. Aber nicht so übel — man braucht ja nicht in der Sonne zu gehen, und die Nachbarn finden immer etwas von Schatten an uns.

Aber ein Mann ohne Ausweis ist eine Tragödie. — Der Vorsteher des Meldeamts war Großvater geworden. Wie er den Knaben so daliegen sah, knobrot vom Schreien und nach Behauptung der Tanten allen Abstammenden wie aus dem Gesicht geschnitten, fiel ihm plötzlich auf die dienstlich einwandfreie Seele: Da liegt er nun, hilflos, und hat noch keinen Ausweis! — Und es ergiess ihm ein tiefes Mitleid mit der geschäftsunfähigen Kreatur. In der folgenden Nacht träumte er wie folgt: Zu Person: er selbst war noch ganz klein und lag in der Wiege.

Zu Sache: da traten Feen ein, die ihn begabten. Die eine mit voll befriedigender Erfüllung seiner Amtspflichten. Die zweite mit schneller Erreichung von Aufstiegsstellen. Die dritte legte ihm durchaus geordnete Familienverhältnisse in die vorerwähnte Wiege. Die vierte aber, offenbar eine soziale Fee, rief, als gerade die vorangehenden Feen abgefertigt waren:

„Du sollst niemals einen Ausweis haben.“
 Und tatsächlich (es war ja im Traum), er hatte keinen Geburtschein. Er wurde mit Erfolg gelimpft und erhielt keinen Impfschein. Kein Abiturientenzeugnis, keinen Wehrpaß, nichts...

Da faßte er sich ein Herz und besuchte sich selbst auf seinem Dienstzimmer — wenn auch nicht ohne Bedenken, da er immerhin in eigener Sache tätig werden mußte.

Um so kühler empfing er sich von seinem Schreibtisch aus: „Bitte sehr, was führt mich zu mir, bzw. was führt mich zu dir, bzw. Sie zu mir, mich zu Ihnen, egal — also, bitte.“

„Halt — zunächst, haben Sie einen Ausweis?“
 „Ich komme ja gerade...“

„Haben Sie keine behördlich ausgestellte, mit Lichtbild und Namensunterschrift versehene Kennkarte?“

Er fühlte sich von sich angesehen, wie sich ein entpapter Verbrecher im Spiegel ansehen würde und sagte kleinlaut:

„Nein, aber...“
 „Dann sind Sie am Ende gar nicht ich.“
 „Du hast mich doch empfangen, weil man sich kennt...“

„Wer kennt sich? Ohne Kennkarte glaube ich mir selbst kein Wort. Ein ehrlicher Damenabdruck ist mir lieber als alle Selbsterkenntnis.“

„Aber wir sind doch eins.“
 „Mir scheint: Höchst uneins.“

„Meine Existenz wird doch durch mein Erscheinen bewiesen.“

„Ihre Existenz interessiert vielleicht die Bevölkerungsstatistik. Hier interessiert lediglich Ihre Identität.“

„Mit wem?“
 „Na, mit Ihnen, mit sich, mit dir, mit mir — vor allem mit dem Ausweis...“

„Ich wollte ja gerade...“
 „Und weil Sie keinen Ausweis haben, sind Sie eben nicht identisch. Das ist doch klar.“

„Können Sie mich, sich, dich, uns nicht vielleicht identifizieren?“

„Ich werde den Teufel tun — in eigener Sache.“
 „Können Sie mir nicht wenigstens bestätigen, daß ich nicht identisch bin?“

„Ja, schon, aber wer stellt den Antrag?“
 „Nun, ich.“

„Dazu gehört ein Ausweis!“
 Er verlegte sich aufs Bitten: „Kannst du mir nicht vertrauen — nach vierzig einwandfreien Dienstjahren?“

Aber da kam er an den Unrechten. „Ich vertraue

nur ordnungsmäßigen Ausweisen. Verstehen Sie?“
 Nun brach es aus ihm heraus, und er erschrak selbst im Traum über seine Worte: „Bürokratie ist das Einfachste Bürokratie! Im Kern aller Bürokratie sitzt das Mißtrauen. Das Mißtrauen zum eigenen Können: je weniger einer wirklicher Beamter ist, um so mehr Bürokrat ist er. Das Mißtrauen gegen die Mitmenschen, das immer ein Zeichen mangelnden Selbstvertrauens ist. Das Mißtrauen gegen den Sachbearbeiter, der deshalb lange Aktennotizen machen muß.“
 „Gegen den Sachbearbeiter? Das geht zu weit. Wissen Sie, Herr, Sie reden hier wie der Marquis Posca. Marquis Posca paßt nicht in ein Meldeamt. Der hatte auch sicher keinen Ausweis — er ist nur eine von Schiller erkundene Figur. Außerdienstlich“, fuhr er milder fort, „außerdienstlich würden Sie mir in gewisser Weise leid tun. Aber ohne Ausweis, — da weiß ich auch nicht ein und aus. Da ist meine Weisheit aus. Ohne Ausweis muß ich Sie hinausweisen. — Das muß Ihnen doch ihr Gefühl sagen“, schloß er das zwecklose Gespräch, „ein Ausweis ohne Mensch ist möglich, der kommt zu den Akten. Aber ein Mensch ohne Ausweis hat einfach keine Personalien, der ist so gut wie nicht da...“

Ganz verzweifelt verließ er sein Dienstzimmer. — Da er nicht da war, wie er auf der Straße keinem aus „Ochsel“, schimpfte ein Angerpempler. „Vielleicht“, erwiderte er schuldbeutelt, „ich kann Ihnen den Gegenbeweis jedenfalls nicht durch Dokumente führen.“

Er setzte sich in ein Bierlokal. Kummer macht hungriq. Der Kellner kam und ignorierte ihn. Er rief „Ober!“ Der Kellner kam und strich alle Speichen von der Karte. Er bat um ein kleines Helles. Der Kellner nahm das Saftglas und die Zahnhocher vom Tisch und kam nicht wieder. „Ist das nun so“, fragte sich der Unglückliche, „oder werde ich es auch schon?“

Nach Hause konnte er nicht. Ohne Heiratserkunde war seine Ehe so gut wie nichtig. Die armdr. Kind er Vaterlos, seine liebe Frau kompromittiert. In das Dienstgebäude wagte er sich auch nicht zurück. Ohne Erinnerungskarte — seine ganze „Tätigkeit“ war Amtsanmaßung.

Ja, selbst wenn er stürbe, — ohne Totenschein, — da hieß es spuken, todeslänglich.

Was soll ich tun? Er verfiel auf einen tollen Plan: er ging auf den Bahnhof, setzte sich vorsätzlich in ein Nichtraucherbiel und steckte sich mit Überlegung handlich seine letzte Zigarre an. Jetzt werden sie mich identifizieren müssen. Aber nein, der Schaffner kam, kassierte die nach der Eisenbahnverkehrsordnung fälligen zwei Mark Strafe ein und ging.

Da fragte der Unglückliche einen Anwalt. „Ja“, meinte der schließlich (es war ein erfahrener Anwalt), „da bleibt nichts übrig als daß Sie sich tot erklären lassen. Ihre Frau kann ja den Antrag stellen. Dann kommen Sie wieder und können anfechten. Ohne Ausweis. Allerdings müssen Sie dazu zehn Jahre verschollen sein.“

Er schickte sich an, zu verschollen. Aus dem Kino erfuhr er, daß man in solchen Fällen nur ein kleines Köfferchen hat und Funktionen übernehmen muß, die weit unter denen der bisherigen Gehaltsgruppe liegen. Ihm war zumute, wie etwa dem von Ithaka scheidenden Odysseus, dem listerischen (auch er war im Dienst ein an Listen so Reicher gewesen), vorausgesetzt, daß Odysseus die ganze Odyssee vorhergemacht hätte. Abschiednehmend unermögert sein Weib... Da erwachten beide, „Nanu, Formularlibert, so stürmisch?“ fragte sie.

Bein erster Griff war nach der Kennkarte. Er verlich Photographie und Spiegelbild: ungebürgert war er, unleserlich und im Nachhinein, aber gottlob wieder identisch.

Und frohmug schritt er zum Dienste.

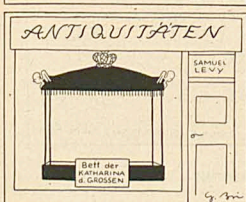
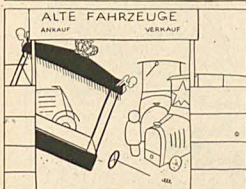
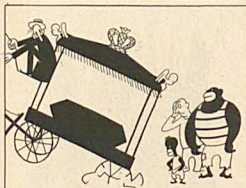
*

„Nur zum Paradies“, meinte Frau Dorette, als ihr Regierungsrat Julius diese tragische Geschichte erzählte, „nur zum Paradies ist wohl der einzige Ausweis: die Liebe.“
 „Ja“, entgegnete Julius, „aber ob man hinein kommt, hängt jeweils von dem Engel ab.“

Amerikanische Szene:

KARRIERE

(G. Brinkmann)



Scena americana: CARRIERA



„Komm doch, Paul, und sieh dir den prachtvollen Sternenhimmel an!“
„Ja – ja – sofort – aber nicht vor dem Mittagessen!“

Giorno di festa: "Ma vieni, Paolo, e guarda che magnifico cielo stellato!", – "Sì ... sì ... subito ... ma non prima di pranzo!",

NICHTS ALS EINE STUNDE IM FRÜHLING

VON ROLF FLUGEL

Wie ein breites, moosiges Fischmaul kommt der Hügel zu den Gleisen der Straßenbahn herunter. Die Sonne hat aus ihnen vier weißglühende Schlangen gemacht. In der Ferne, in der Höhe, zwitschert es im Blauen. Der Mann preßt die Augen zusammen, ob er nicht irgendwo den Punkt finde zu der Vogelmelodie. Doch ist er schnell gebendet vor so viel Helle. Welch ein Frühling, denkt er, dreht sich ganz ins Licht und beginnt die Knöpfe seines Mantels aufzumachen. Hier ist die Stadt schon fast zu Ende und die Phalanx des Waldes steht in teils göttlicher, teils vom Forstamt für zweckmäßig erachteter Ordnung. In der Dunkelgrüne haben die Gleise eine Schneise geschlagen. Zwischen der Oberleitung durch wirbeln in zitternder, ungeheurer lebendiger Bewegung die Flusamen der Tannenzapfen. Ich habe Zeit, überlegt sich der Mann, es eilt mir gar nicht — vielleicht fahre ich erst mit der übermächten. Er hat sich umgedreht und die Sonne gibt ihm einen freundschaftlichen Klops auf die Schulter. Nun hat er auch den Hut in der Hand und beginnt in einem Ausdruck plötzlichen Müdigens auf dem rechten Fuß einige Hüpfel zu machen. Die Luft strichelt wie Palmkätzchen über sein Gesicht. Dort wo der Hügel sich nach Norden neigt, liegt noch ein dünner Streifen Schnee. Als das Kind mit dem Schlitzen, das zu späteren Rodelfahrten ausgezogen ist, den hüpfenden Mann bemerkt, hält es, allerdings ohne sondersich erstaut zu sein, für ein paar Sekunden mitten in der Bewegung des Aufwärtssteigens inne. Es hat ein, lange Überfallhöhe auf und kündigt sich nicht um den Frühling, der doch schon mit blauen Anemonenauen am Waldrand liegt. Das Kind zieht mit seinem Schlitzen im Schatten herum, gleitet den Hang herunter, um dann dort, wo die mütterlichen grünen und braunen Farben der Erde beginnen, ruckartig zu enden. Da kann es dann sein, daß es auf dem Schlitzen sitzen bleibt, mit der Schnur herumändelt und „Hu“ ruft oder auch nur so vor sich hinschaut, in die Erde hinein, den Kopf geneckt. Es ist ein merkwürdiges Kind. Die kleinen Hände sind von einem Sturz her schwarz und voller Erde.

Von irgendwo her macht es zweimal Bimbin. Der Mann, der inzwischen den Fuß gewechselt hat und auf dem Linken weiterhüpfet, ist in einen gewissen sportlichen Ehrgeiz geraten. Immer länger sind die Hüpfel geworden, es flattern die Mantelschöße und die wenigen Haare haben sich von der Stirn gelöst. So stoicht er, sondersich genug anzusehen, halb Rabe und halb Mauseib, auf dem Platz herum. Der Freuden ausbruch ist selten lautlos und erinnert in seinen flatternden Be-

wegungsformen an tanzende Vögel. Jetzt, als er einen mächtigen Sprung über die Schienen machen will, entdeckt er plötzlich das Kind. Schnell, verstört fast, sammelt er die Trümmer und fügt sie wieder zur nahlosen Welt der Erwachsenen. Die Krawatte ist locker geworden, das Schubband ringelt im Staub. Wie ist doch alles, was um den Leib sich klemmend schnürt und wundert, auf gravitätischen Ernst, auf eine gewisse Würde und temperierte Wohlbehagenwogenheit eingerichtet. Sein Atem geht noch tief, er schämt sich vor dem Kind, tupft sich die glänzende Stirn und ist froh, daß ein lauter tönendes Bimbin eine Wendung einzuleiten scheint. Aha, die Straßenbahn, überlegt er beinahe erleichtert. Aber es ist die Zithre. Ihre mückenartigen Klänge kommen aus dem offenen Fenster eines Hauses. Eine Zithre, sinniert der Mann vor sich hin, die werden immer weniger. Zithren nehmen ab wie Alpenrosen. Schon beginnen seine Gedanken Jenen von Latschen umsäumen, mit kantigen Kalksteinen bedeckten Pfad zu erklimmen, an dessen einem höheren Ende sie unweigerlich liegen müß, schindelbäugliche Zithren gehüllt, von Zithrenläuten umweht, von einer sumptigen Wiese und schenkel-läutenden Tieren umgeben — die Alm. Wie ein Füllen hüpfen des Mannes Einfälle heute auf der Koppel dieses Frühlingstages. Nun aber ruft er sich ernsthaft zur Ordnung, setzt den Hut tief in die Stirn, so als sollte dieses schützende Dach seine Augen vor dem Glanz des Tages bewahren. So, „Ihr's Töchterl!“ ruft eine Stimme zum Fenster hinauf, aus dem die Salten zirpen. Dort ist ein zotteliger Frauenkopf erschienen. Wieder macht es zweimal, als sollte es eine Bekräftigung sein. Bimbin. Ein Staublumpen wird von einem Arm geschwenkt. Dann ertönt die Antwort: „Der Großvater als Geburtag er, Simbel Schiml, Simbel Schiml, Glöckler gewünscht.“ Der Mann an der Straßenbahnhaltstelle findet, daß diese Appenzeller Glöcklein ebenso gut an der zertrümmerten Birke hängen und läuten könnten, bewegt von den Bienen diesen geschäftigen Geistern, die den allerersten Blüten noch um ein paar Nadelnängen voraus sind. Er geht jetzt näher an das Fenster hin, aus dem die Musik dringt. Es wird ein lang aufgeschossenes Kind sein, überlegt er sich, ein Kind, das sich bei den schwierigen Passagen mit der Zunge die Oberlippe leckt, das über leichte Stellen mit Hoppla, Hoppla hinwegspringt, vor schweren Griffen aber ruckartig stockt, um dann mit besagter Zungenspitze die Hürde zu nehmen. Das Bimbin beherrscht es bereits mit der Routine des grubartigen Wirtgattenspielers von der Schönu. In diesem Doppelton liegt ein Triumph, ein Stück Sieg, ein Brösel vom Glück, wie sie der im Weltall dilatierende Mensch bei der Erzeugung von Harmonie empfindet.

Über den Gleisen ist ein Wartehäuschen. Auf der Bank sitzt ein Mädchen, das die Beine weit über einander geschlagen hat. Als der Mannes Blick sich dorthin verirrt, spürt er einen kleinen Klops gegen das Herz. Er ist fast böse darüber, so aus dem Milden, Leichten, Flimmernden gerissen zu werden. Dann wendet er sich plötzlich um, liest heftig ein Plakat und fährt sich mit dem Finger in den Kragen, gerade als wäre er ihm zu eng geworden. Er ist doch zu dumm, denkt er vor sich hin, dreht sich wieder und hat das Mädchen Beine im Blick. Es ist, als ob sich seine Augen festsaugen wollten, so gebannt starren sie auf das aus Strumpf und Fleisch gebildete Dunkle und Helle. Dann reißt er sich neuerdings los und Pfeiffließ mitlöndend in das Appenzeller Glöcklein hinein. Es ist der Arger, der sich Luft macht. Wie oft hat du so etwas schon gesehen! Schon ertappt er sich neuerdings bei einem Blick. Er osuert nur kurz und endet mit dem wütenden Schwur, daß es der letzte war. So stapft er in

die entgegengesetzte Richtung, schaut auf die Uhr und dann auf die Mulde der Wiese. Das rodende Kind ist jetzt mitten unter den Hügel des Meulwurfs gelandet, pflückt in einer neuen Überlegung, ädchtig fast, Gänseblümchen und zieht dann den Schlitzen über den schon staubig gewordenen Weg seiner Wohnung zu. Der Mann fühlt darüber ein glückendes Lächeln in seiner Brust aufsteigen.

Dann zieht er eine Zeitung aus der Tasche und liest etwas über Moleküle. Es fesselt ihn nur teilweise um so mehr, als bald darauf eine Biene mit einem tolpatschigen Schlag, so als wäre sie noch nicht richtig ausgeschlagen, auf seinen Mantelaufschlag plätscht. Jetzt ist er wieder mitten im Frühlingswaben und auf die besorgte Ansprache einer mit ihm wartenden älteren Frau: „Sie haben ein Viech bei Ihnen“, hat er ein Lächeln auf den Lippen, das vom großen Pan entliehen sein könnte. Er sieht, so als wollte er erhaben: Gute Frau! sagen, doch ist er, als ein trammbahnähnliches Geräusch vom Wald her sich aufmacht, eher um den richtigen Kopsplatz für das Tier besorgt. Ob ein Latenzanz das Richtige ist? Blüten, ein Halbe man haben, ein paar Pfirsichblüten, denkt er schnell, oder Sonnenblumen, riesige Schelben, die dahängen wie Eisenbahnsignale! Mit einem raschen Blick stellt er fest, daß der Sündenfall von vornhin an der Seite eines Soldaten schäkernd dem Wald zuschreitet. Es ist jetzt ein Mädchen wie halt Mädchen sind! Ihr wäre sie um die Hüften zu dick, stellt der Mann außerordentlich erleichtert fest und wendet sich erneut der Biene zu. Er mag sie nicht einfach wegnippen. Dann hält er Umschau, ob er keinen Imker fände. Imker sind schwer zu erkennen. Es muß etwas geschehen, soziet er aufgeregt der näherkommenden Straßenbahn entgegen. Es läuft ihn nicht mehr am Platz. Alles ist da, sieht er ein Paparotze, ein Fährschonautomat, ein Aufrü, Kohle zu sparen — nur für die Biene ist nichts vorbereitet. Schon fällt der Schatten der haltenden Straßenbahn auf ihn. Die Frau von vornhin blickt streng auf seinen Mantelaufschlag, macht einen Bogen um ihn und sagt beim Einstellen zum Schaffner: „Passen S' auf den auf!“ Da erblickt sich die Biene des Menschen. Als hätte sie einen göttlichen Befehl bekommen, fliegt sie davon. Nun steigt der Mann — und es ist ihm so gut zumute — ein; sein Gesicht ist das eines Menschen, der mit der Welt zufrieden ist. Die Straßenbahn macht Bimbin und fährt an. Einmal noch hört er die Appenzeller Glöcklein läuten. Es ist sich ganz von der Ferne geworden und es war so, als hätten zwei feine Grashalme einander gestreift.

DIE WITZIGE DAME

Eine Dame,
die sich jung empfindet
und sich rosa Fänder
in die Haare windet,
spricht:

„Ich bemale mein Gesicht
wie man Leinwand bemalt;
kritisiert es oder nicht —
einen weiß ich,
der dies Bild bezahlt
und wenn auch nicht aufhängt,
so doch will!“

Die hat Witze — schweigt still.

Peter Scher

UNTERWEGS

Wenn im Sturm die Wetterwolken jagen,
grau ins Unermeßliche hinein,
wollen wir verzagen und versagen?
Nein.

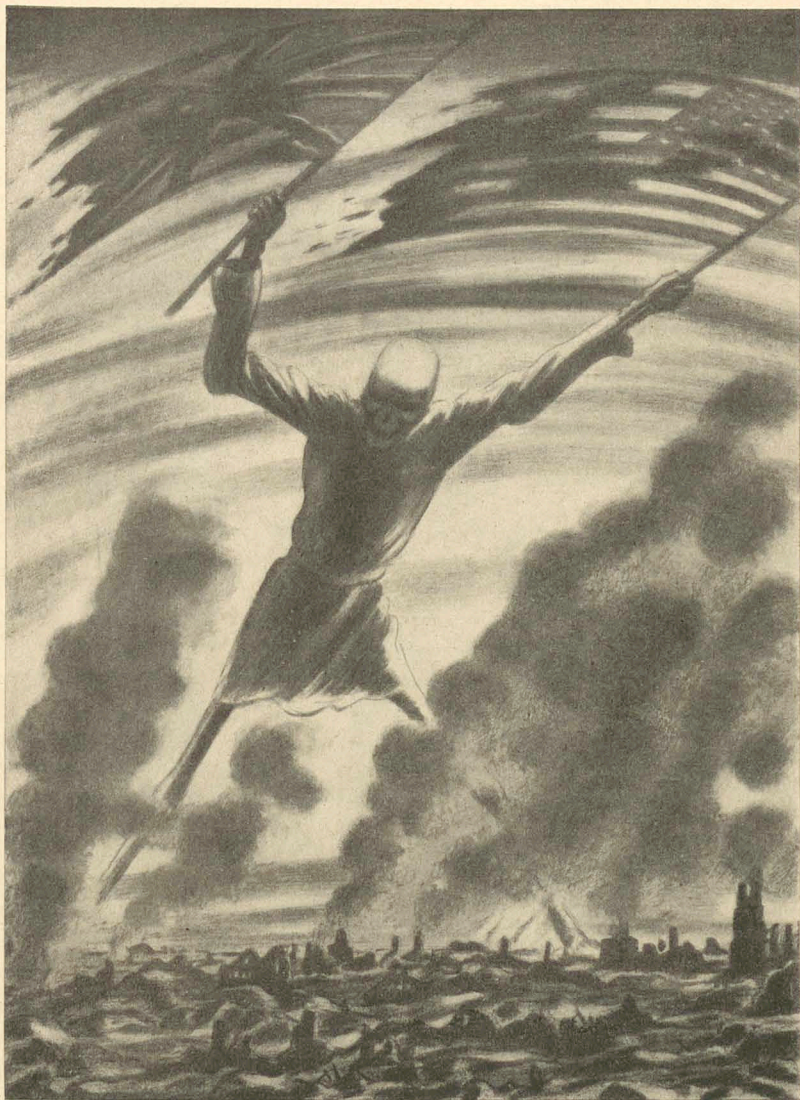
Aber, Freunde, keine großen Worte,
ob er füllt, der Zeiger, ob er steigt!
Wem es Ernst ist mit der engen Pforte,
schweigt.

Wem es Ernst ist mit dem schmalen Pfade,
der zum Leben führt, fragt nicht warum.
Frage nicht.
Gehst ihn — ist's ein Muß? ist's Gnaade? —
stumm.

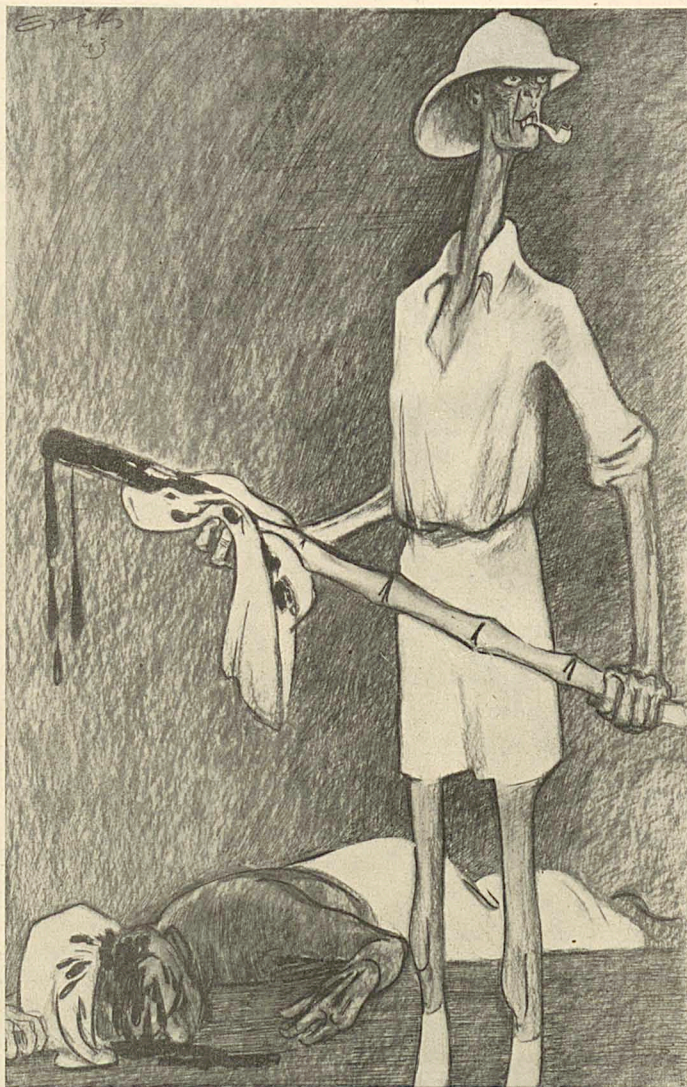
Dr. Owlglaf

Der „Sieger“ von Antwerpen

(Erich Schilling)



Il "vincitore", di Anversa



„Amery sagte, wir mußten in 374 Fällen auf die Inder das Feuer eröffnen — well.
Lhatschläge lassen sich natürlich statistisch nicht erfassen.“

Statistica Indiana: "Amery diceva: Noi dovevamo aprire il fuoco sugli Indiani
in 374 casi... Well! Naturalmente non si può far la statistica dei colpi di 'lhati, i.,

AUS DER JUGEND ALTER HERREN

VON JOSEF ROBERT HARRER

Sie saßen beisammen, acht alte Herren, und blickten von der Terrasse der Osteria weit über Neapel und das Meer hin. Sie waren Professoren, Dichter, Bildhauer, Musiker, auch ein Domherr war darunter, Monsignore Grazi. Immer wieder, wenn sie bei ihren kameradschaftlichen Zusammenkünften ein- oder zweimal im Jahre von der gemeinsamen Schulzeit plauderten, wurden sie plötzlich stille und lachten nicht als hie und da einen tiefen Zug des roten Weines zu nehmen und dann wieder verrennen auf das schöne Bild der Stadt, des Meeres und des Himmels zu blicken. Schließlich hatten sie schon ein paar dutzendmal immer wieder die gleichen Episoden aus ihrer Jugend aufgewärmt, so daß jeder wußte, wenn der Bildhauer von dem Streich am Lateinlehrer erzählte, werde der Dichter die Episode mit der Schuldnerstochter folgen lassen. Je offer sie also im Laufe der rollenden Jahre zusammengekommen waren, um so weniger Worte fielen; dafür trank man ein Glas Rotwein mehr und freute sich einfach, daß man noch immer so vollzählig beisammen war.

So war wieder einmal das Gespräch verstummt, wieder blickten die Alten, das Glas Wein in der Hand, auf die Stadt hinunter, als plötzlich ein jämmerliches Kindergeschrei die Stille zerriß. Dazu rief eine zornige Männerstimme: „Du Mistbub, ich werde dir gebel! Zuerst die Schule zu schwänzen wegen Bauchweh und dann die ganze Marmelade aufzufressen!“ Und wie zur deutlicheren Betonung dieser Worte klatschten tausende Hiebe. Es waren keine Luthiebe, sondern sie saßen gut auf dem Körperleil des Knaben, mit dem er sonst, wenn er ruhig war, zu sitzen pflegte.

Die alten Herren hörten eine Zeitlang zu, dann lächelten sie; alle blickten auf den Domherrn, „Grazi“, meinte einer, „der Knabe dürfte von dir gelernt haben! Er schreit wie du einst geschrien hast. Nur scheint er nicht so widerstandsfähig zu sein, wie du es warst!“ Der Domherr schmunzelte. „Ja, ich habe genug Hiebe als Bub bekommen!“ „Genug?“ unterbrach ihn der Dichter. „Es hat ja schon an Wunder gegrenzt, was du, beziehungsweise, was dein, hm, du weißt schon, welchen Körperleil ich meine, ausgehalten hat!“

„Mit deinem hartgesottenen Hintern“, meinte der Musiker, der die Dinge gerne bei ihrem Namen nannte, „hättest du eigentlich einen anderen Beruf wählen sollen. Es ist schade, daß du diesen widerstandsfähigen Körperleil nur zum Sitzen verwendest!“

Nun war man wieder bei den Erinnerungen angelangt; und da zeigte es sich, wie es oft zu geschehen pflegt: Einer leidet, andere haben daran ihren Zeitvertreib. Während der Wirt seinen Sohn weiter verdrosch, plauderten die alten Herren von den Hieben, die sie in ihrer Jugend bekommen hatten. Da konnte der Domherr ohne aufzuschneiden Berichte geben, die so lebendig waren, daß mancher sagte, alles stehe so deutlich vor ihm, daß er sich fast einbilde, der oder jener Körperleil brenne jetzt noch von den erhaltenen Hieben. Nur der Domherr lächelte und sagte: „Ich spüre nichts! Ich habe auch damals nichts oder nur sehr wenig gespürt!“

„Du warst eben am meisten von uns allen eintrainiert! Wenn es damals schon so etwas wie Weltrekorde in allen Lächerlichkeiten gegeben hätte, wie man sie heute veranstaltet, würdest du bestimmt der Weltmeister des widerstandsfähigsten Hintern gewesen sein!“

„Und dabei war mein Training ganz einfach!“

sagte der Domherr. „Ich habe mir eben immer, wenn ich Hiebe ahnte — und das war fast täglich; denn ich hatte immer etwas auszufressen —, ich habe mir eine Hoseneinlage gemacht. Meist war es die umfangreiche Sonntagszeitung, die für mich die Hiebe erhielt! Obwohl ich so nicht viel von den Hieben spürte, schrie ich dennoch recht laut, damit der Züchtiger nicht das Geräusch des Papiers höre!“

„Du Schwindler!“ fuhren da die Freunde über den Domherrn her. „Und trotzdem hast du dir von uns etliche Centesimi geben lassen, wenn du unsere Stiche samt den folgenden Hieben auf dich nahmst! Das gehört heute nach so vielen Jahren noch bestraf!“

„Wir werden den Hintern unseres lieben Domherrn vom Wirt verprügeln lassen!“ schlug lachend der Musiker vor. Der Domherr wehrte mit dem Bemerkten ab, daß er schon längst nicht mehr die Zeitung an der ominösen Stelle verberge. Da sagte der Dichter:

„Vergessen wir nicht, daß uns der liebe Grassi, auch wenn er geschwindelt hat, dennoch so manche Prügelstrafen erspart hat. Aber er soll dem Knaben, der da eben von seinem Vater ge-

ledert wird, sein Geheimnis verraten, das er so lange bei sich behalten hat!“

Man rief den Sohn des Wirtes; heulend kam er. Man tröstete ihn. Dann erzählte ihm der Domherr, wie er es als Bub gemacht hatte, wenn Prügel in Aussicht standen. Da leuchtete das tränensatte Gesicht des Knaben. Dankbar küßte er dem Domherrn die Hand...

Die Zeit verging. Als sich die alten Herren wieder in der Osteria trafen, fragten sie im Laufe des Abends den Bub, wie das Mittel des Domherrn gewirkt habe. Der Knabe schüttelte den Kopf und sagte düster: „Gar nicht!“

„Komisch!“ meinte der Domherr, „Bei mir hat es immer gewirkt!“

Kleinlaut erwiderte der Knabe:

„Mein Vater zieht mir nämlich seit neuester Zeit immer die Hose herunter, sehe er dreinhaul! Es sei bei den heutigen Zeiten schade um die Hosen, sagt er!“

Da schwiegen die alten Herren; sie griffen nach den Weingläsern und blickten vernonnen auf das schöne Neapel und das blaue Meer. Nur der Domherr murmelte: „Arme Jugend von heute! Da hatten wir als Kinder doch eine schönere Zeit!“

Das Merkmal - La caratteristica

(C. Sturtzkopf)



„Eine Dame raucht nicht, Else!“

„Quatsch nich! Wenn man Damenrumpfe trägt, ist man 'ne Dame!“

„Elsa, una signora non fuma! — “Non dir sciocchezze! Una volta che ti portano calze da signora, si è anche una signora.“



„Halt — noch nicht 'reinkommen — ich hab' noch keine Schuhe an!“

Bussano! „Ah!... Non entrare ancora!... Non ho ancora le scarpe!..“

DIE LANDPARTIE

VON WERNER STELLY

„Nein wirklich“, sagte meine Frau, „wir sollten nicht immer Sonntag nachmittags ins Kino gehen.“

Es war Sonnabend. Ich war aus dem Dienst gekommen. Wir saßen bei Tisch und aßen.

„Ich sah sie an“, Angelika“, sagte ich, sie heißt Angelika, ihre Eltern gaben ihr den Namen, ich bin daran unschuldig. Wir waren schon so lange verheiratet, um uns noch mit Kosennamen anzureden und noch nicht lange genug, um uns gegenseitig Vater und Mutter zu nennen. „Angelika“, meinte ich, „sagtest du nicht heute früh, ich solle nicht vergessen, die Karten für morgen zu besorgen?“

„Nun ja. Aber ich finde wirklich, wir sollten einmal etwas anderes am Sonntag unternehmen. Immer ins Kino.“

„Der Film soll aber sehr gut sein. Die Kritik war ausgezeichnet.“

„Hast du denn die Karten besorgt?“ fragte Angelika.

„Ja, natürlich“, sagte ich und holte die Geldtasche hervor. Die Karten waren nicht darin. Auch in den Taschen meines Anzuges fand ich sie nicht. „Das verstehe ich nicht“, sagte ich. „Ich habe sie vorher gekauft. Ich kann sie doch nicht verloren haben.“

„Warum kannst du sie nicht verloren haben?“ fragte meine Frau Angelika. „Natürlich hast du sie vorbeige-steckt.“

„Was sollen wir denn deiner Meinung nach morgen unternehmen?“

„Du wirst sie vorbeige-steckt und dabei verloren haben“, sagte Angelika. „Wir sollten einmal eine Tour machen, eine Landpartie, einen kleinen Ausflug in die Umgebung. Ich möchte wirklich einmal hinaus. Immer in der Stadt, im Lokal, im Kino, zu Hause. Daß dir das gar nicht über wird. Ich weiß schon nicht mehr, wie ein Baum oder eine Kuh aussieht.“

„Nun, nun“, meinte ich, „du übertriebst. Aber gut, meinetwegen, machen wir morgen einen Ausflug.“

„Ich habe zu Frau Wolkenhauer gesagt, wir kämen morgen nachmittags bei Ihnen vorbei.“ Wolkenhauer ist unser Milchmann. Manchmal kommt er, meistens aber kommt sie und bringt uns die Milch. Sie wohnen außerhalb der Stadt und haben eine kleine Landwirtschaft.

„Aha“, sagte ich.

Angelika sah mich an. Dann sagte sie leiser, als es sonst ihre Art war: „Ich hoffe, sie werden uns auch ein bißchen... Wo sie doch eine Landwirtschaft haben. Du verstehst?“

„Aha“, machte ich. Sagen Sie selbst, hat es Zweck, in einer derartigen Lage seiner Frau zu widersprechen oder Vernunftgründe ins Feld zu führen? Ich war der Überzeugung, daß es keinen Zweck habe. Kinder und Frauen sind, wenn überhaupt, nur durch Erfahrungen belehrbar.

Wir fuhren anderntags aufs Land. Das Wetter war schön. Die Sonne schien warm. Schon im Zuge hielt ich Angelikas Idee mit dem Ausflug für sehr nicht so schlecht. Das Getreide stand für Es war bald reif. Ja, Kornblumen wollte ich pflücken, einen schönen großen Strauß blauer Kornblumen. Ein paar rote Mohlblumen dazwischen würden gut aussehen, aber sie halten sich nicht, die roten Blätter der Blüte fallen zu bald ab. Das wußte ich noch von früher. Ich wußte überhaupt noch so manches. Es fiel mir wieder ein, als wir im Zuge waren und durch die sonnenbeschienene Landschaft mit Feldern, Wäldern und Weiden fuhren. Pferde und Kühe stehen auf verschiedene Weise auf. Pferde erheben sich zuerst mit den Vorderbeinen, Pferde dagegen zuerst mit den Hinterbeinen. So war es doch? Die Kuh hat nicht nur einen Magen, sie hat deren vier; sie heißen: Pansen, Labmagen, Netzmagen und... Wie hieß der vierte? Vier waren es doch? Wie lange war es her, daß ich das lernte. Es war so lange her, daß ich es wieder

vergessen haben dürfte. Ich würde im Keller in der Kiste nachsehen, ob die Schulbücher noch da wären.

„Ob wir Kaffee bekommen?“ fragte Angelika.

„Was meinst du?“

„Das kann schon sein“, erwiderte ich.

„Das ist doch eigentlich das wenigste“, sagte Angelika. „Sie müssen sich doch auf uns vorbereitet haben. Ich hoffe sogar, daß sie uns ein bißchen...“

„Hm“, machte ich. „Da bin ich nicht so ganz sicher.“

Wir bekamen Kaffee. Wolkenhauer führte uns in die gute Stube. Der rote Plüsch roch muffig. In den Sonnenstrahlen tanzten Stäubchen. Auf dem Vertikow stand eine Nippelgefäß, ein Schusterjunge, dessen einer Arm abgebrochen und durch ein Streichholz im Innern am Körper festgehalten war.

Frau Wolkenhauer kam mit der Kaffeekanne herein. Sie sprach recht laut. „Nun wollen wir erst einmal Kaffee trinken“, sagte sie.

Als sie von einem nicht sehr großen Stück alten Topfkuchens abschnitt, sagte Angelika, wir hätten uns unser Brot mitgebracht. Sie sagte das sehr zögernd.

„Dann legen Sie es man auf Ihre Teller, die ich Ihnen da hingestellt habe“, sagte Frau Wolkenhauer.

Angelika kramte in ihrer Handtasche und brachte zwei eingewickelte Scheiben Brot zum Vorschein. Wolkenhauer begann von dem Kuchen zu essen, während seine Frau den Kaffee einschenkte. „Hast du keine Milch?“ fragte er. Sie vermeinte.

„Ein Milchmann und nicht einmal Milch zum Kaffee“, sagte er und lachte.

Angelika legte mir und sich je eine Scheibe Brot auf die leeren Kuchenteller. Sie klappte ihr Brot auf, als wolle sie sehen, womit es belegt sei. Es war dünn mit Butter bestrichen.

„Du hättest aber doch ein ganz klein wenig Wurst aufstreichen können“, sagte Angelika zu mir.

„Ich habe doch gar nicht...“, sagte ich.

„Ach richtig“, fiel sie mir ins Wort. „Du hast keine Wurst gefunden. Wir haben unsere Wochenration ja schon aufgefressen. Da konntest du natürlich keine aufstreichen.“

„Ja“, sagte Frau Wolkenhauer laut, obwohl sie gerade ein Stück Kuchen abgebissen hatte, „man muß jetzt sparen.“

„Was machen Ihre Furunkel, Herr Wolkenhauer?“ fragte ich. „Sie hatten doch welche im Nacken, nicht wahr?“

„Mein Bruder hatte auch einmal darunter zu leiden“, sagte Angelika. „Er legte Speck darauf. Das soll sehr gut sein. Das macht geschmeidig. Sie haben doch Speck?“

„Mit den Furunkeln geht es“, sagte Wolkenhauer. „Aber Rheumatismus habe ich. Kein Wunder, wenn man bei Wind und Wetter auf dem Wagen sitzen muß. Manchmal kann ich nachts kein Auge zu-machen vor Schmerzen.“

„Mit Schmalz einreiben“, sagte Angelika. „Die Ärzte verordnen ja alles möglich bei Rheumatismus. Das beste sind aber doch immer die alten Hausmittel. Mit Schmalz einreiben und dick mit Wette verbinden. Versuchen Sie das einmal. Ich denke doch, daß Sie ein bißchen Schmalz im Hause haben.“

Frau Wolkenhauer sammelte die Kuchenkrümel neben ihrer Tasse zusammen und steckte sie in den Mund. „Ich habe ihm ein Katzenfell gekauft“, sagte sie. „Das Schmalz essen wir lieber.“

Ich bot Wolkenhauer eine von meinen beiden Zigarren an, die ich für den Sonntag gespart hatte. Er nahm sie an. Dann sprachen wir vom Wetter, das recht günstig für die Ernte sei. „Der erste Heuschneit ist gut und trocken herein“, meinte Wolkenhauer, „da ist mir für das Vieh nicht beneide. Die Kartoffeln stehen auch gut.“

„Und da haben die Hühner natürlich auch gut ge-legt“, sagte Angelika.

„Wir haben dieses Jahr besonders viel Hähne ge-habt“, sagte Wolkenhauer.

„Wirklich?“ fragte Angelika. „Mehr als sonst? Ja, da kann man es wohl aushalten. Wenn man doch auch ab und zu ein Hähnchen braten könnte.“

„Ach ja“, sagte Frau Wolkenhauer, „wir halten es schon aus. Uppig ist es ja auch nicht.“

Und dann sah Angelika es ein. Sie erhob sich. „Wir wollen noch ein bißchen gehen“, sagte sie.

„Haben Sie schönen Dank für den Kaffee.“

„Mehr konnten wir Ihnen leider nicht anbieten“, sagte Frau Wolkenhauer.

„Das haben wir auch nicht erwartet“, erwiderte Angelika.

Ich pflückte noch einen schönen Strauß blauer Kornblumen. Als ich die Fahrkarten für die Rück-fahrt lösen wollte, fand ich in der rechten Westentasche die beiden Kinokarten.

„Siehst du“, sagte ich, „daß ich sie nicht vorbe-ge-steckt habe“, und zeigte Angelika die Karten. „Das sieht dir wieder so recht ähnlich“, sagte sie. „Wo ich so gern ins Kino gegangen wäre.“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Der Schuster Jens Nissen in dem Städtchen Bogensee auf Fünen (Dänemark) ist „Doppelver-dienner“: er betreibt eine gutgehende Schuh-macherwerkstatt und ist außerdem von der Stadt als Leichterträger angestellt. Seine Kunden sind mit diesem Nebenverdienst gar nicht ein-verstanden, denn er hat zur Folge, daß sie bei Jens Nissen ewig auf die Ausführung ihrer Reparaturen warten müssen.

Kürzlich war wieder eine Beerdigung und Schuster Nissen entdeckte zu seinem Schrecken im Trau-ern den Kaufmann Olsen, dessen Schabe er trotz heftiger Mahnungen schon vier Wochen zum Besohlenen liegen hatte. Während der Pastor am offe-nen Grabe sprach, schlich er sich zu Olsen hin-über und flüsterte ihm ins Ohr:

„Sie müssen schon entschuldigen, aber Sie sehen ja, wie beschäftigt ich heute bin. Aber morgen, Olsen, das garantiere ich Ihnen, morgen kommen Sie dran...“

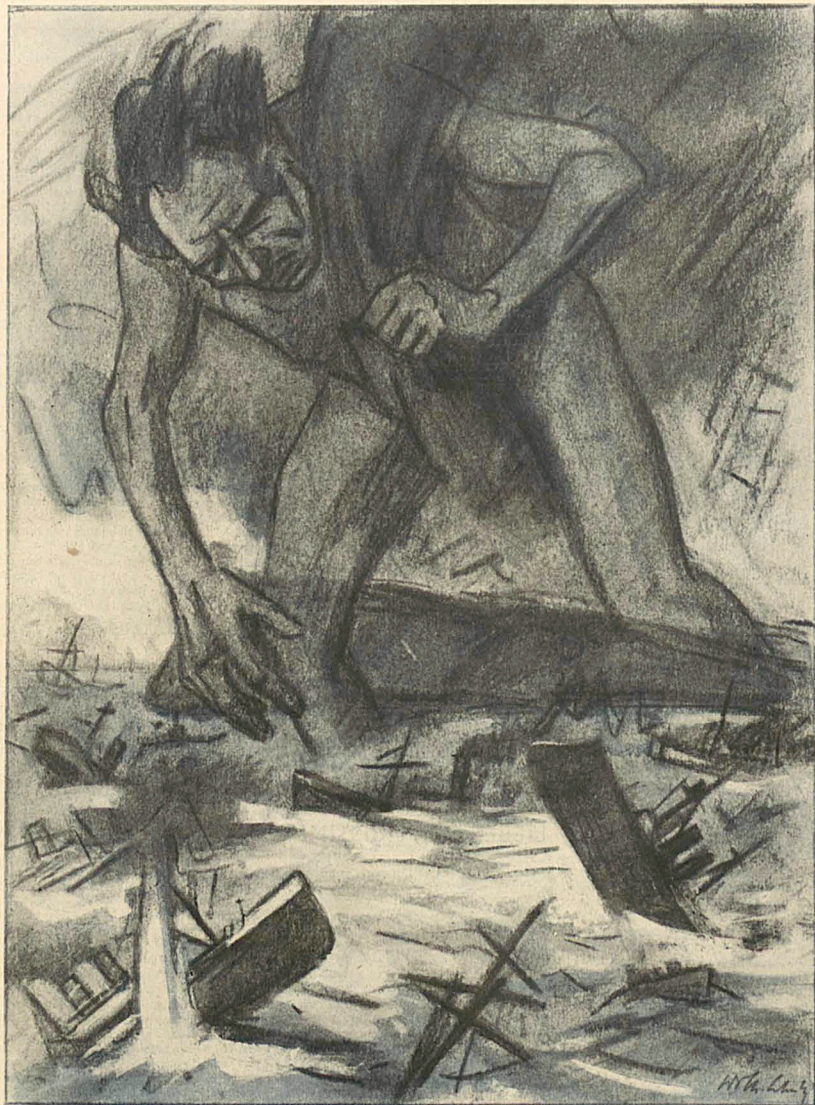
*

Zwischen Schweden und Finnland liegen im Bot-nischen Meerbusen die „Schären“. Das ist eine Gruppe von zahlreichen Inselchen, die so klein sind, daß oft jede Insel nur von einer Familie be-wohnt wird. Auf einer größeren Insel ist dann meistens ein Kaufmannsladen, der „Insulaner“ allwöchentlich ihren Haushaltsbedarf decken. Es war im Beginn der barbarischen Kälte des vorigen Winters, als der Bottnische Meerbusen zum Teil bereits zugefroren war. Der alte Weste-rmann schickte deshalb seine Haushälterin mit einem Peik-Schlitten zu „Kaufmannsinsel“ hin-über. Ein Peik-Schlitten ist ein kleiner Schieber, der nur für eine Person berechnet ist, den man mit einem Stock (Peik) vorwärtsstößt.

Durchgefroren kam die alte Haushälterin beim Kaufmann an und überreichte ihm Westermans ge-mütvoll „Order“, die folgenden Wortlaut hatte: „Gib mir ein Paket Knäckebrot, 2 Pfund Grütze und ein Kilo Mehl. Das Geld schicken ich mit der Post, da es mir über das Eis mit dem Schlitten noch zu riskant ist...“

Der Sturm

(Wilhelm Schütz)



„Ich habe fast nichts mehr zu tun; diese U-Boote nehmen mir alle Arbeit ab!“

La bufera: „Non ho quasi più nulla da fare; questi sommergibili mi liberano da ogni lavoro!..“